

Dr. h.c. Charlotte Knobloch

Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern
ehemalige Präsidentin des Zentralrats der Juden in Deutschland
WJC-Beauftragte für Holocaust Memory

Rede anlässlich der Gedenkveranstaltung im Alten Rathaus zum 80. Jahrestag der Novemberpogrome – 9. November 2018

– Es gilt das gesprochene Wort –
– Sperrfrist: Redebeginn –

1938. Mein Vater war gewarnt worden: „Gehen Sie mit Ihrer Familie auf die Straßen. Es ist etwas gegen die Juden im Gange.“

An Vaters Hand – ich war gerade sechs Jahre alt – musste ich dann mit eigenen Augen sehen, wie der blanke, ungezügelter Hass sich Bahn brach – hier, bei uns, in München. In meiner Heimatstadt, die das nicht mehr war. Genau hier, in den Straßen und auf den Plätzen, die wir kennen und über die wir bis heute flanieren, tobte damals der Mob. Jüdische Menschen wurden misshandelt und verschleppt – Geschäfte zerstört, geplündert.

Die verbliebenen Synagogen der Stadt wurden demoliert oder abgebrannt. Jüdische Menschen, die noch wenige Jahre zuvor angesehene Bürger gewesen waren, wurden jetzt aus der Sicherheit ihrer Häuser und Wohnungen herausgerissen.

Die Details stehen mir noch immer vor Augen. Bis heute sehe ich die eingeschlagenen Fensterscheiben des Kaufhauses Uhlfelder im Rosental.

Bis heute sehe ich Justizrat Rothschild, einen Kollegen meines Vaters, den ich sehr mochte, wie er mit einer blutdurchtränkten Mullbinde um den Kopf auf die Straße gezerrt und mit Schlägen und Tritten in ein Polizeiauto geprügelt wird.

Bis heute sehe ich die brennende Synagoge in der Herzog-Rudolf-Straße. Ich rieche noch den Brandgeruch, ich höre noch das Splittern des Glases. Mehr noch als an die Sinneseindrücke erinnere ich mich an die Angst. Ich erinnere mich, wie ich – ein Mädchen von sechs Jahren – inmitten dieser Gewalt die Hand meines Vaters vor Angst ganz fest hielt und ihn noch fragte, „Warum kommt denn nicht die Feuerwehr?“

Hochverehrter Herr Ministerpräsident, ich danke Ihnen, dass Sie sich heute, an diesem besonderen Gedenktag die Zeit genommen haben.

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Reiter, auch Sie begrüße ich herzlich. Ich weiß, dass Ihnen das Gedenken hier am historischen Ort im Alten Rathaus ein echtes Herzensanliegen ist.

Und Sie, sehr geehrter Herr Dr. Vogel, begrüße ich besonders. Sie gehören zu den wenigen Menschen, die aus eigener Anschauung von den Ereignissen des Jahres 1938 berichten können. Sie haben gesehen, wie die Feuerwehr am Ende kam – aber nicht, um zu löschen, sondern nur, um die Brände noch weiter zu befeuern. Und: Sie haben immer wieder gefordert, sich neuen Wellen des Antisemitismus entschieden zu widersetzen.

Verehrte Anwesende,
der Bundespräsident hat heute im Bundestag treffend bemerkt, der 9. November 1938 habe den „Absturz Deutschlands in die Barbarei“ markiert. Barbarei ist dafür das einzig richtige Wort. Mit diesem ersten großen Ausbruch der Gewalt wurden damals, nach Jahren systematischer Entrechtung jüdischer Menschen unter den Nationalsozialisten, die Tore nach Auschwitz endgültig weit aufgestoßen.

Heute liegt das Pogrom auf den Tag genau 80 Jahre zurück. Die Zahl derjenigen, die diese schrecklichen Ereignisse selbst miterlebt haben, nimmt stetig ab. Und ich freue mich, dass einige überlebende Gemeindeglieder heute hier anwesend sind.

Doch diese Stimmen der Überlebenden verstummen heute nach und nach – in einer Zeit, da sie umso dringender gehört werden müssten. Man muss sich nur die Namen einiger derjenigen ins Gedächtnis rufen, die uns allein in den letzten Jahren verlassen haben: Imre Kertesz, Elie Wiesel, Ralph Giordano und natürlich der selige Max Mannheimer. Sie alle waren Menschen, auf die wir nur verzichten können, weil wir auf sie verzichten müssen. Ihre Worte und ihre Mahnungen zum „Nie wieder“ fehlen uns heute.

„Nie wieder“ – diese Worte bilden das Fundament, auf dem die Bundesrepublik nur wenige Jahre nach der Befreiung vom Nationalsozialismus gegründet wurde. In ihnen finden wir die Überzeugung wieder, dass die Menschenwürde die beste, die wichtigste und im Zweifel die einzig Richtschnur staatlichen Handelns sein und bleiben muss. Diese Überzeugung, die auch an prominentester Stelle Eingang ins Grundgesetz fand, gibt uns bis heute den Auftrag: Nie wieder Ausgrenzung – nie wieder Hass und: – Nie wieder Antisemitismus.

Die Gefahr von heute ist die gleiche wie die Gefahr von damals. Aus dem „Nie wieder“ darf kein „Jetzt wieder“ werden.

Und doch geben sich zu viele Menschen in unserem Land dem Irrtum hin, das Geschehene sei zwar schrecklich gewesen – aber es liege doch nun zumindest hinter uns. In solchen Sätzen schwingt – offen oder unausgesprochen – die Forderung nach dem berüchtigten „Schlussstrich“ mit, die bis heute immer wieder erhoben wird.
Hier sage ich: Nein.

Nein, meine Damen und Herren: Es liegt nicht hinter uns.
Ich meine damit nicht einmal die wenigen überlebenden Täter, die heute längst Greise sind. Auch nicht die Kontinuität der Orte, auf die auch meine geschätzten Vorredner bereits hingewiesen haben.

Was ich meine, ist der Kern des Problems: Die Dauerhaftigkeit des Judenhasses.

Diesen Hass, diese Abneigung erleben wir heute genauso rein und ungefiltert wie ich ihn 1938 als kleines Mädchen in den Gesichtern der Menschen gesehen habe, die taten- und teilnahmslos danebenstanden, als die rauchenden Überreste der Synagoge in sich zusammenstürzten. Es ist derselbe Hass, dem in Pittsburgh vor Kurzem elf jüdische Menschen zum Opfer gefallen sind – Menschen, deren einziges Verbrechen es war, sich am Samstag zum Gebet in ihrer Synagoge versammelt zu haben.

Uns muss bewusst sein: Diese Form des Hasses ist immer noch präsent. Bis heute ist er unter uns, zuletzt auch wieder – besonders erschreckend – manifestiert in einer politischen Partei, die sich inzwischen in allen Parlamenten unseres Landes festgesetzt hat und die gerade keine Alternative für unser Land ist. In ihr und mit ihr hat Antisemitismus erneut eine politische und gesellschaftliche Heimat gefunden – die er doch „nie wieder“ hätte haben dürfen.

„Nie wieder“ war das Versprechen an meine Generation ebenso wie an die nachfolgenden, dass wir, die jüdische Gemeinschaft, nie wieder im Stich gelassen werden würden. Dass wir die Angst, die Hilflosigkeit von damals niemals wieder würden durchleiden müssen.

Wer sich heute in der jüdischen Gemeinschaft umhört, der wird jedoch genau diese Angst vorfinden. Angst vor dem Judenhass gehört zum jüdischen Leben in Deutschland heute wieder dazu. Und ich frage mich: Wie kann das sein?

Wie kann es sein, meine Damen und Herren, dass jedermann unbehelligt in einem Trikot von Bayern München U-Bahn fahren kann, während in einem Trikot von Maccabi München die Angst immer mitfährt? Dass ein Kreuzanhänger etwas Normales ist, eine Davidsternkette aber eine Gefahr für den Träger?

Wie können wir uns alle schon so sehr daran gewöhnt haben, dass jüdisches Leben – egal wie schön und groß und neu die Gebäude sind, in denen es stattfindet – nur mit Polizeischutz, mit Sicherheitsschleuse, mit Kameraüberwachung möglich ist? Dass selbst Horte und Kindergärten bewacht werden müssen? Dass die nächsten jüdischen Generationen so eben nicht wirklich frei aufwachsen?

Wie kann es sein, dass junge jüdische Menschen sich hier – in ihrer Heimat! – nicht zu ihrer Identität bekennen können? Es ist der Inbegriff von Freiheit und von Heimat, sich gefahrlos zur eigenen Identität bekennen zu können.

Verstehen Sie mich bitte nicht falsch: Staat und Gesellschaft haben sehr viel getan, um jüdisches Leben hier in München und Deutschland zu schützen und zu fördern. Ob es finanzielle Unterstützung ist oder die unermüdliche Arbeit der Sicherheitskräfte – man hilft uns. Aber: Man versteht uns oft nicht.

Bis heute – und allen Versprechungen zum Trotz – wird Antisemitismus oft kleingeredet, geleugnet, relativiert. Er wird wegerklärt – als Witz, als Missverständnis, als Überempfindlichkeit, als besondere musikalische Kunstform oder als „Israelkritik“.

Ich frage mich wirklich, wie wir, 80 Jahre nach 1938, heute wieder an diesem Punkt stehen können. Sicherlich ist die Lage nicht direkt mit der von damals vergleichbar, aber sie ist immer noch schlimmer, als ich es lange für möglich gehalten hätte.

Was nützen uns all die Bekenntnisse gegen Judenhass, wenn doch das Relativieren bereits in dem Moment einsetzt, da sich etwas gegen die Juden regt? Der Stellenwert jüdischer Menschen in der Gesellschaft, die Haltung der Gesellschaft ihnen gegenüber, die Erinnerungskultur, das deutsche Verhältnis zu Israel – alles muss heute auf den Prüfstand.

Phrasen und Beteuerungen reichen nicht. Es muss etwas geschehen – etwas Sichtbares. Spürbares. Es geht darum, Worten Taten folgen zu lassen. Auch darum, uns selbst definieren zu lassen, was Antisemitismus ist, was uns kränkt und was uns diffamiert – und dann wirkungsvoll dagegen vorzugehen.

Wo sind die Zehntausende, die in München demonstrieren, wenn es um Antisemitismus geht?

Verehrte Anwesende,

Primo Levi sagte über den Holocaust stets, „es ist geschehen, und folglich kann es wieder geschehen“. Dieser Satz besitzt heute wieder eine besondere Aktualität.

Levi hat recht: Es kann wieder geschehen. Und das betrifft uns alle – denn Judenhass ist eben kein Problem „der Juden“.

Jüdische Menschen mögen die Ersten sein, die seine Auswirkungen spüren, aber sie sind im Zweifel ganz sicher nicht die Letzten.

Wo jüdisches Leben ohne Angst nicht möglich ist, da liegt etwas Grundsätzlicheres im Argen.

Es muss daher unser Ziel bleiben – als Münchner, als Bayern, als Deutsche – als Juden und als Nichtjuden – als Menschen, die wir das Geschenk eines Lebens in Freiheit und Wohlstand bewahren wollen, gemeinsam dieser Gefahr entgegenzutreten.

Heute vor 80 Jahren habe ich die Hand meines Vaters gehalten. Ich kann mir nicht ausmalen, wie schrecklich dieser Tag für ihn gewesen sein muss, der ja im Gegensatz zu mir die Tragweite der Ereignisse voll verstand. Trotzdem hielt er damals meine Hand – und gab mir zumindest ein kleines bisschen Sicherheit.

Die Hand meines Vaters von damals muss heute ersetzt werden durch die Hand, die Politik und Gesellschaft uns reichen. Das Vertrauen, das die jüdische Gemeinschaft in beide haben sollte, ist durch den dauernden Bruch des Versprechens „Nie wieder“ verletzt. Wir wissen, was wir erleben.

Und: Wir jüdischen Menschen wollen keine besondere Behandlung. Wir wollen kein Mitleid. Alles, was wir wollen, ist, in diesem – unserem – Land in Freiheit und Sicherheit zu leben, so wie jeder andere auch.

Diese jüdische Perspektive ist wichtig. Sie fehlt bis heute an vielen Stellen – auch aufgrund dessen, was heute vor 80 Jahren geschehen ist.

Es ist an diesem 9. November so wichtig wie an jedem anderen Tag, diese Perspektive wieder zu sehen und uns als jüdische Gemeinschaft ernst zu nehmen. Uns, wie beschrieben, an die Hand zu nehmen, uns das Gefühl von Sicherheit zu vermitteln und uns Vertrauen zu schenken.

Genug der Angst. Genug der Worte. Gegen Judenhass helfen nur noch Taten.

Vielen Dank – und Schabbat Schalom.